Jody Gehrman

EIN SOMMER MIT ALEJANDRO

© David Wolf

DIE AUTORIN

Jody Gehrman stammt aus Nordkalifornien, hat einen Master in Creative Writing und ist Dozentin für Englisch und Kommunikationswissenschaften. Die Autorin schreibt Theaterstücke und Romane für Jugendliche und Erwachsene und wurde bereits mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet. Sie lebt mit ihrem Partner und drei Katzen in Kalifornien.

Mehr über cbj auf Instagram unter
@hey_reader

JODY GEHRMAN

Ein Sommer mit Alejandro

Aus dem Amerikanischen
von Anne Braun

cbt

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.

MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C014496
FSC
www.fsc.org

Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage 2018
Erstmals als cbt Taschenbuch Juni 2018
© 2015 by Jody Gehrman
Die Originalausgabe erschien unter dem Titel
»The truth about Jack« bei
Entangled Publishing, LLC, Fort Collins.
© 2018 für die deutschsprachige Ausgabe
cbj Kinder- und Jugendbuch Verlag
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten
Aus dem Amerikanischen von Anne Braun
Umschlaggestaltung: init | Kommunikationsdesign,
Bad Oeynhausen
Umschlagmotive © shutterstock / Petrenko Andriy
KK · Herstellung: uk
Satz & Druck: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN 978-3-570-31201-8
Printed in Germany

www.cbj-verlag.de

1. Kapitel

~ Dakota ~

Ich stehe auf der Veranda des etwas windschiefen Baumhauses, in dem ich mit River früher viel gespielt habe. Aus dieser Höhe, über zwölf Meter über dem Boden, hat man einen sagenhaften Ausblick; ich klettere gern ganz früh am Morgen herauf, um den Sonnenaufgang zu sehen. So auch an diesem Morgen des ersten April – einem Frühlingstag wie aus dem Bilderbuch. Herrlich kühle, frische Luft weht mir ins Gesicht. Man kann den Nebel, der am Vorabend von der Küste hergezogen ist, noch spüren, doch abgesehen von einigen zarten Streifen hier und da hat er sich zum größten Teil gelichtet. Der Himmel ist von einem strahlenden Lavendelblau. In der Ferne, jenseits des Walds und der sanften grünen Hügel, kann man einen Ausschnitt des Pazifiks und ein Stück des goldenen Strands sehen. Luna Cove heißt die geschützte kleine Bucht dort, nach der auch unser vierzig Hektar großes Grundstück benannt ist – die Künstlerkolonie, in der ich mein ganzes Leben verbracht habe.

Die Eichen, Tannen und Apfelbäume verströmen einen feuchten Duft. Ich lausche der einsetzenden morgendlichen

Kakophonie, einer aufgeregten Sinfonie aus Piepsern und Trällern. Auf der gegenüberliegenden Anhöhe glänzen die Glastüren von Frans Baumhaus in einem blassen Goldton. Sie ist Schriftstellerin und steht meist gegen fünf Uhr auf, um an ihrem aktuellen Roman zu arbeiten. Aus Dads umgebauter Scheune kommt noch kein Lebenszeichen, so wenig wie aus dem Strohballenhaus, in dem Rivers Eltern und Brüder wohnen. Tomos Jurte, eine kleine runde Hütte, die ein bisschen an ein kleines Zirkuszelt erinnert, steht ein Stück unterhalb. Aus dem runden Oberlicht dringt noch kein Lampenschein, und deshalb nehme ich an, dass er noch schläft. Das überrascht mich nicht, denn er ist selten vor zehn Uhr wach. Auch meine eigene Jurte, die zwischen der Apfelbaumwiese und unserem großen Gemeinschaftsgarten steht, ist noch dunkel.

Ich bin mir sicher, dass ich Luna Cove vermissen werde, wenn ich nächstes Jahr aufs College gehe – die runden, zeltähnlichen Jurten, den Mondschein-Skulpturengarten, die Obstgärten und Baumhäuser, den Bach und die Wälder und den Blick auf das Meer in der Ferne. Es ist mir alles so vertraut; es ist alles, was ich kenne. Andererseits kann ich es auch kaum erwarten, von hier wegzugehen. Ich will weit genug weggehen, um es zu vermissen, ich will mich wehmütig an meine Kindheit hier erinnern und die dumpfen, nagenden Stiche von Heimweh verspüren. Ich will abends zu den Sternen über Rhode Island hinaufblicken und mich an all das hier erinnern. *Ich bin in einer kleinen Künstlerkolonie im*

Norden von Kalifornien aufgewachsen, höre ich mich bereits zu einem Fremden auf einer Party sagen. *Es ist wunderschön dort! Alle wohnen in Baumhäusern oder Jurten oder umgebauten Scheunen. Jeder hat seinen eigenen Bereich, aber es ist trotzdem eine Gemeinschaft, verstehst du? Eine Art kleiner Stamm.*

Von der benachbarten Farm dringt der Ruf eines Pfaus herüber. Ich versuche, seinen hohen, quäkenden Schrei zu imitieren, doch er antwortet nicht. Ich bin offenbar nicht überzeugend als Pfau.

Mein Blick schweift weiter, zu dem schmalen, gewundenen Weg, der Luna Cove mit der Joy Road verbindet. Ist es nur Wunschdenken oder eine Art Vorahnung? Erwartet mich in dem Briefkasten am Ende dieses Wegs eine Überraschung? Auf der Website der Rhode Island School of Design – kurz: RISD – steht, dass die Briefe Ende März oder Anfang April rausgehen.

Vielleicht ist heute der große Tag?

Von einer plötzlichen Aufregung gepackt, klettere ich die wacklige Leiter hinunter und bemühe mich, mir keine zu großen Hoffnungen zu machen. Als ich dann den Feldweg hinuntermarschiere, schwappen meine alten blauen Converse-Schuhe leise im Staub. Ich gehe schnell, damit mir nicht kalt wird. Ich trage nur meine Flanellpyjamahose und einen Hoodie, und damit bin ich für die morgendliche Kälte nicht gerüstet.

Es ist, als wüsste ich es bereits. Als wäre der Umschlag im Briefkasten eine Zeitbombe, die ich bereits ticken höre.

Als ich endlich an der Straße ankomme, bleibe ich stehen und starre auf die Reihe von Briefkästen. Das Herz klopft mir bis zum Hals. Mit vierzehn, also vor einigen Jahren, habe ich diese Briefkästen alle angemalt. Das war, bevor ich meine ›künstlerische Ader‹, wie Fran es nennt, entdeckt hatte. Damals habe ich nur alles mit grellen Primärfarben zugekleistert, ohne Gespür für Perspektive und Geheimnisvolles. Inzwischen habe ich allerdings einiges dazugelernt, wie ich mir einbilde, und kann meine Ideen auf dynamischere, interessantere Weise ausdrücken. Ich winde mich innerlich, wann immer ich die eindimensionalen, kindlichen Bilder sehe, mit denen ich unser Grundstück ›verschönert‹ habe – Artefakte meines ersten Strebens nach Schönheit, die mir inzwischen peinlich sind. Auf unserem Briefkasten aus Metall sitzt eine plumpe Meerjungfrau mit orangefarbenen Haaren neben einer Qualle. Sie sehen beide etwas unsicher aus, fast entschuldigend, als wüssten sie nicht, was sie hier sollen.

Ich stehe da und halte die Luft an. Mit zittrigen Fingern schiebe ich dann den kalten Metallriegel zurück.

Da sehe ich es. Zwischen den Gartenkatalogen, Rechnungen und Kreditkartenangeboten steckt ein großer weißer Umschlag, an mich adressiert! Ich ziehe ihn heraus. Er ist groß und ziemlich dick, und ich denke spontan, dass eine Absage wohl eher in einem kleinen Briefumschlag käme. Mein Herz hämmert. Ich fühle mich wie ein mit Gas gefüllter Luftballon, den man nur loslassen müsste, und

schon würde er herumsausen und in den Himmel steigen. So leicht und beschwingt bin ich, überschäumend vor Optimismus.

Ich reiße den Umschlag auf und überfliege das Anschreiben. *Liebe Dakota McCloud, wir freuen uns, Ihnen mitteilen zu können, dass Ihnen das Zulassungskomitee einen Studienplatz an der RISD anbietet.*

Die RISD – die bekannte Hochschule für Kunst und Design an der Ostküste! Ich kann nicht anders, als den Kopf in den Nacken zu legen und einen Schrei gen Himmel zu schicken, als wortlosen, primitiven Dank an die Götter. Diesmal antwortet der Pfau, allerdings etwas gereizt. Ich lache. Den Umschlag habe ich in meiner Aufregung halb zerfetzt. Hastig stopfe ich das Anschreiben wieder hinein und hüpfe wie eine Verrückte den Weg hinauf. Mir ist kein bisschen mehr kalt. Ich muss es unbedingt allen erzählen, genieße aber auch das Gefühl, es als Einzige zu wissen.

Jetzt endlich, nach all dem Warten, kann der Rest meines Lebens beginnen.

Dad reißt die Augen auf, als er mich sieht. Er sitzt in seinem Garten bei einem Cappuccino. Kolibris schwirren um ihn herum. Sie torkeln wie betrunken von den Klettertrompeten zu den Passionsblumen und weiter zu den Geißblattblüten, so schnell, dass man ihre Flügel nur verschwommen sehen kann.

»Ist es das, was ich meine?«, fragt er und springt auf.

Wortlos reiche ich ihm den Umschlag und halte die Luft an, als er das Anschreiben herausholt und schweigend überfliegt. Ich lege die restliche Post auf den wackligen Tisch mit der gekachelten Platte. Ich sehe seine Augen auf dem Papier hin- und herhuschen. Mit einer Hand stellt er geistesabwesend seine Tasse auf den Tisch. Dann lässt er das Anschreiben auf den Stuhl fallen, zieht mich mit beiden Armen an sich und schwingt mich im Kreis wie früher, als ich noch klein war.

»Du hast es geschafft! Ich hab's gewusst!«, keucht er in meine Haare.

Ich habe das Gefühl, gleich zu platzen. Buchstäblich. Ich weiß gar nicht, wie dieses unglaubliche Glücksgefühl in meinem Brustkorb Platz hat, ohne ihn zu sprengen.

An die RISD zu gehen, davon habe ich schon als Kind geträumt. Meine Mom war vor fünfundzwanzig Jahren auch dort, und deshalb bin ich praktisch damit aufgewachsen, mir anzuhören, was für ein fantastisches College es ist. Allerdings hat Mom das Studium nach dem ersten Jahr abgebrochen. Cody, meinen Freund, habe ich durch Mom kennengelernt. Er hatte Moms Druckgrafikkurs im Bürgerhaus besucht, und unsere gemeinsame Leidenschaft für Kunst und Design hat uns einander nähergebracht. Moms Schwärmerei von ihrem magischen Jahr in Rhode Island muss uns beide zutiefst beeindruckt haben, denn Cody hat sich ebenfalls dort beworben und ist inzwischen im ersten

Studienjahr an der RISD. Und ich werde demnächst nachkommen!

Als Dad mich endlich wieder loslässt, strahlt er immer noch. »Wem sollen wir es als Erstes sagen?« Seine Augen funkeln, als wären wir zwei ungezogene Kinder, die etwas Verbotenes planen.

»Fran!«, sage ich spontan.

»Du hast recht. Sie ist sowieso die Einzige, die um diese Zeit schon wach ist.«

Frans Windspiel klimpert, als wir unter ihrem Haus ankommen, und sie kommt durch ihre Glastür auf die kleine Veranda, als hätte sie uns erwartet. »Ich habe euch schon gehört!«, sagt sie leicht vorwurfsvoll. Ihre dunklen Locken mit den silbrigen Strähnen sind zerzaust, ihr langes violettes Kleid ist zerknittert und sieht aus, als hätte sie darin geschlafen. »Was gibt's? Warum seht ihr zwei so glücklich aus?«

»Dakota hat's geschafft!«, ruft Dad.

Fran taumelt rückwärts, wie vom Blitz getroffen. Als ihr Kopf wieder über dem Geländer auftaucht, lacht sie und klatscht in die Hände. Ich bin nie in eine öffentliche Schule gegangen, Dad und Fran haben mich all die Jahre zu Hause unterrichtet, und deshalb ist meine Zulassung auch ihr Verdienst.

»Kommt hoch! Das muss mit einem Espresso gefeiert werden! Oder was du sonst gern möchtest, Dakota!«

Wir klettern die Leiter zu Frans Veranda hinauf, und sie

zieht uns ins Innere. Der übliche, vertraute Fran-Duft schlägt mir entgegen: Räucherstäbchen, selbstgebackenes Brot, Kaffee. Dad und ich stellen uns an die Theke, die ihre Küche vom Wohnzimmer trennt, während Fran sich wie ein violetter Wirbelwind ans Werk macht.

»Was wollt ihr haben? Americano? Mokka? Oder einen Karamell-Marshmallow-Latte?« Frans faltiges Gesicht glüht vor Freude, als sie ihre silbern glänzende Espressomaschine anwirft. Sie blickt auf die fast leere Tasse in Dads Hand und rümpft angewidert die Nase. »Ist das der traurige Bodensatz eines Cappuccinos? Also ehrlich, du lernst es wohl nie, wie man die Milch richtig aufschäumt.«

»Ich mag ihn einfach flüssig«, sagt er leicht patzig.

Vor einigen Jahren musste ein großes Café in Sebastopol schließen und Dad und Fran kamen spottbillig an zwei professionelle Espressomaschinen. Jeder schleppte seine in sein trautes Heim, und seither wetteifern sie, wer der bessere Barista ist. Wie oft war ich nicht schon Versuchskaninchen für diverse Experimente! Frans Tofumilch-Johannisbrot-Mokkaccino war ein historischer Tiefpunkt, doch alles in allem habe ich meist von ihren konkurrierenden Kaffeekochkünsten profitiert. Da Luna Cove zwanzig Minuten von der nächsten Stadt entfernt ist – nämlich Sebastopol, das man kaum als Stadt bezeichnen kann –, ist es ganz nützlich, nicht nur einen, sondern gleich zwei Starbucks vor Ort zu haben. Nun ja, die Luna-Cove-Version von Starbucks jedenfalls.

»Hast du River oder Cody schon angerufen?«, fragt Fran, holt ihre Sojamilch aus dem Kühlschrank und schnüffelt daran.

Ich schüttle den Kopf. »Ich weiß es ja selbst erst seit ein paar Minuten.«

»Sie werden ausflippen!«

»Sie sind beide keine Frühaufsteher«, sage ich. »Ich warte lieber noch ein bisschen.«

River ist meine beste Freundin seit ewigen Zeiten. Sie ist ebenfalls hier in Luna Cove aufgewachsen und geht jetzt an die Brown University, die ziemlich nah an der RISD liegt. Pech für mich, dass meine beste Freundin und mein Liebster beide etwas älter sind als ich und ihr Studium ein ganzes Jahr vor mir beginnen konnten. Doch in wenigen Monaten werde ich nachkommen und wir werden alle drei zusammen in Rhode Island sein. Wahrscheinlich werden wir uns zusammen eine Wohnung suchen, vielleicht ein altes, knarrendes Spukhaus mit vielen Katzen und einem offenen Kamin und Kunst an jeder Wand.

»Also, was willst du haben?« Fran hat die Sojamilch bereits in der Hand.

»Einen Soja-Chai-Latte vielleicht?«

»Mit einem Schuss Vanillesirup?« Sie öffnet eine Schranktür, hinter der sich jede nur denkbare Kaffee- und Teesorte befindet. Fran macht keine halben Sachen. Mit einem herausfordernden Seitenblick schielt sie auf Dad.

»Aber nur ganz wenig«, sage ich und weiß, dass sie mir

wieder mal beweisen will, dass ihre Kaffeekreationen besser sind als die von Dad.

»Was ist mit dir, Ray?«, wendet sie sich betont lässig an Dad. »Soll ich dir deinen Becher nachfüllen?«

»Ja, ich nehme einen Cappu.« Er grinst. »Flüssig, bitte.«

»Kommt sofort!«

~Jack~

Onkel Jack, nach dem ich benannt bin, starb bei einem Autounfall wenige Tage vor seinem neunzehnten Geburtstag. Er hatte sich gerade einen Karmann Ghia gekauft, ein Cabrio, mit dem er an diesem regnerischen Abend zu schnell gefahren war. Er flog auf einer Küstenstraße aus der Kurve und landete auf einem zerklüfteten Felsen. Das alles ist schon dreißig Jahre her, doch meine Mutter hat es bis heute nicht überwunden. Versteh ich ja. Ich meine, sie hing wirklich sehr an ihm, also ist es kein Wunder, dass sein Tod bei ihr eine tiefe Wunde hinterlassen hat. Trotzdem – ich will nicht als gefühlloser Idiot rüberkommen, aber mal ehrlich – warum muss *ich* jetzt dafür büßen? Ich bin achtzehn, aber sie lässt mich nicht Auto fahren. Verrückt, oder? Sie sagt, solange ich unter ihrem Dach lebe, muss ich mich an ihre Regeln halten. Sie hat noch eine Menge anderer schräger Regeln, aber das mit dem Autofahren ärgert mich am meisten.

Lieber bezahlt sie Attila dafür, dass er mich in dem alten Rolls-Royce herumkutschiert, den meine Familie seit ewigen Zeiten besitzt. Kein schlechter Deal, klar. Attila ist okay, wenn auch ein bisschen eigen. Aber eigen ist cool, deshalb stört es mich nicht wirklich, ihn ständig um mich zu haben. Früher war er mein Hauslehrer, und er hat mir weitaus mehr beigebracht, als ich jemals auf einer Highschool gelernt hätte. Englisch ist zwar nicht seine Muttersprache, aber hat er mehr Romane gelesen, als jeder andere Mensch, den ich kenne, und deshalb habe ich besonders in Literatur unglaublich viel bei ihm gelernt. Doch nun, wo ich bald an die Juilliard gehe, ist Attila in erster Linie mein Chauffeur. Sollte mich eigentlich nicht groß stören, denn ich mag ihn und den Rolls natürlich auch. Trotzdem ist es ein bisschen … wie soll ich sagen? … nun ja, es ist irgendwie *degradierend*. Als wäre ich noch nicht erwachsen und auch nicht vertrauenswürdig. Als wäre ich nicht Manns genug, mich hinters Lenkrad zu setzen und allein runter zum Einkaufszentrum, ins Kino, an den Strand oder zum nächsten Supermarkt zu fahren, verdammt noch mal.

Als ich am Morgen des ersten April aufwache, verspüre ich eine unbändige Lust, mal für kurze Zeit aus meinem goldenen Käfig auszubrechen. Wie gern würde ich mich in mein eigenes Auto setzen und einfach fahren, wohin ich will. Freiheit! Ich, das Lenkrad und die Straße. Ich stelle mir vor, wie ich elegant die Kurven nehme, ohne zu wissen, wo

ich landen werde, einfach ziellos durch die Gegend fahre. Mit einem Chauffeur geht das nicht wirklich.

Es ist einer dieser fantastischen Frühlingstage mit perfektem blauem Himmel und flauschigen weißen Wolken. Es ist schon spät am Morgen, als ich in abgeschnittener Jogginghose und zerrissenem T-Shirt auf meinem Balkon stehe und über das Alexander Valley blicke. Das Weingut unserer Familie erstreckt sich über die Hänge. In der Ferne, so weit weg, dass er wie ein Spielzeugauto aussieht, sehe ich einen roten Porsche über den Highway 128 flitzen. Wieder überflutet mich diese unbändige Lust auf Räder und auf Freiheit.

Mutter sitzt im Frühstücksraum und starrt mit traurigem Blick geistesabwesend auf den Pool. Diesen Blick hat sie oft, wenn sie denkt, dass keiner sie sieht. Doch sobald sie mich bemerkt, hellt sich ihre Miene auf und sie lächelt mir zu.

»Morgen, Jack.«

»Kann ich bitte allein zum Strand fahren?«, höre ich mich fragen. Ganz ohne Plan platze ich ungeschickt damit heraus. Ich könnte mich in den Hintern treten.

Sie nippt an ihrem Tee. »Darüber möchte ich nicht schon wieder diskutieren.«

»Das ist so demütigend! Dem Gesetz nach bin ich erwachsen. Ich kann in den Krieg ziehen, heiraten, Zigaretten kaufen …«

»Zigaretten?!«, wiederholt sie entsetzt.

»Theoretisch, ja. Aber ich darf nicht Auto fahren! Das ist bescheuert.«

»Du kennst meine Regeln.«

Ich gehe durch den Raum, ziehe einen Stuhl unter dem Tisch hervor und setze mich verkehrt herum mit gespreizten Beinen darauf. Das war kein guter Anfang. Ohne ein triftiges Argument einfach drauflos zu reden, war kein geschickter Schachzug. Ich nehme einen weiteren Anlauf. »Hast du eine Ahnung, wie enorm wichtig ein Auto für das Identitätsgefühl eines durchschnittlichen männlichen Amerikaners ist?«

Sie beäugt mich argwöhnisch.

»Ich meine es ernst! In diesem Land sind Männlichkeit und Motoren untrennbar miteinander verbunden.« Ein kleiner Ausflug in die populärwissenschaftliche Psychologie. Ich senke den Kopf und sehe sie mit einem hoffentlich ausreichend Mitleid heischenden Blick an. »Du untergräbst mein Selbstwertgefühl. Du hinderst mich am Erwachsenwerden.«

Sie muss lachen. »Du bist unverbesserlich!«

»Ich werde jahrelang Therapie machen müssen.«

»Kann sein, aber dafür bist du dann noch am Leben.« Sie richtet ihre Aufmerksamkeit auf die *New York Times*, die neben ihr liegt.

»Nicht, wenn du weiterhin alles tust, damit ich mich nicht wie ein erwachsener Mann fühlen kann.«

»Das kannst du dir auch mit anderen Dingen beweisen.«

Ich merke an ihrem Tonfall, dass sie die Geduld verliert, wenn ich noch weiter auf diesem Thema herumreite. Ich habe jede Chance auf Erfolg, auf den ich vor wenigen Minuten noch hoffte, vertan. Definitiv. Mission nicht erfüllt – wieder einmal. Mit einem frustrierten Seufzer greife ich im Stehen nach einem ofenwarmen Muffin aus dem Brotkorb, den unser Koch Felix jeden Morgen hinstellt. Ich zupfe ihn in zwei Hälften, die ich hastig hinunterschlinge. Der Muffin schmeckt köstlich – säuerliche Himbeeren von saftigem, süßem Teig umhüllt. Ich würde auch gern einen Kaffee trinken, doch das würde bedeuten, dass ich mich zu meiner Mutter setzen müsste. Ich beschließe, mir lieber unterwegs einen Kaffee zu holen.

»Wo ist Attila?«, frage ich, noch kauend.

»Man spricht nicht mit vollem Mund!«, sagt Mutter tadelnd. »Er ist vermutlich in der Bibliothek.«

Ich gehe zur Tür. Wenn Attila mich mal nicht durch die Gegend kutschiert, sitzt er normalerweise in der Bibliothek und verschlingt ein Buch nach dem anderen. Ich vermute, dass er insgeheim sogar selbst an einem Meisterwerk schreibt, doch zu einem Geständnis diesbezüglich konnte ich ihn bisher nicht bringen. Er wirft ständig mit Zitaten von Nietzsche oder Shakespeare um sich und das kann auf die Dauer ganz schön nerven.

»Wo willst du hin?«, ruft Mutter hinter mir her.

»Irgendwohin, wo es schön ist.«

»Du musst noch üben.«

»Mhmm«, sage ich ohne rechte Überzeugung.

»Ich meine es ernst, Jack! In fünf Monaten bist du an der Juilliard.«

Da bin ich aber schon halb die Treppe runter, weit genug weg, um so zu tun, als hätte ich nichts gehört.

Als ich die Tür zur Bibliothek öffne, umfängt mich eine himmlische Stille. In jedem anderen Raum sind die Geräusche des Weinguts am Abhang unterhalb des Hauses zu hören: das Rattern der Maschinen, die Rufe der Arbeiter. Diese Geräusche sind eine ständige Erinnerung an Dads Welt. Hier dagegen ist man abgeschirmt. Mutter hat in Stanford Literatur studiert und sie liest bis heute für ihr Leben gern. Als das Château modernisiert wurde, bestand sie darauf, diesen Raum schalldicht zu machen. Deshalb herrscht hier eine undurchdringliche, bedrückende Stille.

Die Morgensonne lässt das Eichenparkett glänzen. In den Massivholzregalen an den Wänden reiht sich Buch an Buch; Mutter hat eine beeindruckende Sammlung, viele davon sind Erstausgaben. Ich entdecke Attila in seinem ledernen Lieblingssessel, in einen dicken Wälzer vertieft. Er ist so konzentriert darüber gebeugt, dass sein Mund ein kleines O bildet.

»Ist es nicht noch etwas zu früh, um sich die volle Dröhnung zu geben?«

Er hebt seine grauen Augen von der Seite und sieht mich an. »Was bedeutet: sich die volle Dröhnung geben?«

»Sich daran betrinken, berauschen, als ob Bücher deine Droge wären – aber egal.« Ich winke ab. »Ich ziehe mich jetzt um und dann fahren wir los.«

»Wohin soll's gehen?« Sein rumänischer Akzent ist frühmorgens immer stärker. Vielleicht träumt er ja auf Rumänisch. Behutsam markiert er die Seite mit dem silbernen Lesezeichen, das Mom ihm zu Weihnachten geschenkt hat.

»Ich muss einfach hier raus. Ich brauche frische Luft. Du nicht?«

Er zuckt mit den Schultern. »Deine Mutter bezahlt mich nicht für die frische Luft.«

»Ach ja? Wofür dann?«

»Jetzt, wo du ein angehendes Genie bist, das bald aufs College geht? Um auf dich aufzupassen, würde ich sagen.«

Ich schnaube abschätzig. »Als ob ich einen Aufpasser bräuchte!«

»Ich fahre, wohin immer der junge Herr befehlen«, sagt er achselzuckend und mit dem ihm eigenen Fatalismus.

Mutter hat Attila vor einigen Jahren eingestellt, nachdem sie mich aus der Highschool genommen hatte. Sie stammt aus einer der ältesten und reichsten Familien von New England – unsere Vorfahren waren angeblich mit dem schottischen Königshaus verwandt, sodass Hauslehrer und Chauffeure für sie die normalste Sache der Welt sind. Nach dem Tod ihres Bruders wurde sie von ihren Eltern wie ein Fabergé-Ei gehütet; sie ließen sie kaum noch aus dem Haus. Im Vergleich dazu findet sie ihren eigenen Erziehungsstil

unglaublich liberal. Ich weiß nicht, wie ich ihr begreiflich machen kann, dass man von den anderen jungen Kaliforniern im 21. Jahrhundert für einen totalen Freak gehalten wird, wenn man auf Schritt und Tritt von einem rumänischen Hauslehrer begleitet wird.

Immerhin ist sie gewillt, die Zügel etwas zu lockern, wenn ich erst mal aufs College gehe. Sprich: Wenn ich auf der Juilliard bin, wird Attila arbeitslos und muss sich einen neuen Job und ein neues Heim suchen. Darüber reden wir aber nicht viel; ich denke, es ist ein heikles Thema für ihn. Als ich ihn mal gefragt habe, was er ab September vorhat, hat er nur mit einem vagen rumänischen Schulterzucken reagiert. Aber bis ich nach New York ziehe, ist er mein Vollzeit-Chauffeur, und damit muss ich mich für die nächsten paar Monate wohl oder übel abfinden. Er ist einer der vorsichtigsten Fahrer mit Y-Chromosom aller Zeiten, der sich an sämtliche Verkehrsregeln hält, und das dürfte auch der Grund sein, warum Mutter ihn so schätzt – das und ihre gemeinsame Liebe zu deprimierenden russischen Romanen.

»Unterwegs möchte ich mir irgendwo einen Kaffee holen«, sage ich und wende mich zur Tür. »Dann fahren wir nach Westen. Irgendwo da draußen gibt es wahre Schönheit und die werden wir finden.«

»Wie du meinst.« Er versucht, stoisch zu klingen, doch ich kann den Anflug eines Schmunzelns in seiner Stimme hören.

In Sebastopol lasse ich Attila an einem Café an der Hauptstraße anhalten, um mir einen Kaffee zu holen. Als ich aus dem Rolls steige, sehe ich ein Mädchen in meine Richtung kommen. Sie hat kinnlange blonde Haare, so hell, dass sie fast weiß aussehen. Mit ihren verwaschenen Jeans, dem abgetragenen gelben T-Shirt und den Converse-Schuhen wirkt sie ganz natürlich, nicht irgendwie zurechtgemacht. Sie ist klein, eher jungenhaft und bestimmt nicht der Typ Mädchen, auf den ich normalerweise stehe, aber sie hat etwas, das es einem schwer macht, wieder wegzuschauen. Sie strahlt eine unglaubliche Lebensfreude aus, beinahe als würde sie knapp über dem Erdboden schweben.

Wir gehen gleichzeitig auf die Tür des Cafés zu, ich will ihr den Vortritt lassen und merke, dass ich plötzlich total nervös bin. Sie duftet nach Vanille und frischen grünen Äpfeln. Ihre Augen hauen mich um: eine umwerfende Mischung aus Blau und Gold, wie ein Stück Sommerhimmel, in dem die Sonne explodiert.

»Danke«, sagt sie und ihre außergewöhnlichen Augen blitzen auf. Sie hat eine Art Hippiebeutel um die Schulter hängen, der wie eine Kreuzung aus Patchworkdecke und Army-Rucksack aussieht.

»Gern geschehen«, sage ich, während ich sie weiterhin wie ein Bekloppter anstarre, doch sie geht unbeirrt weiter. Ich schaue ihr nach, als sie zielgerichtet die Verkaufstheke ansteuert wie ein General, der für eine längere Belagerung Proviant ordern will.

Ich verspüre eine unheimliche Lust, mit ihr zu reden. Sind es ihre federnden Schritte, sind es die lebendigen Augen? Sie bewegt sich mit einer verblüffenden Kombination aus kindlicher Lebensfreude und Zielstrebigkeit, als würde sie das Gefühl genießen, wie sich ihr Körper durch die Welt bewegt, ohne sich jedoch von irgendetwas beirren zu lassen. Ich versuche mich zu erinnern, ob mich eine fremde Person jemals so fasziniert – und verwirrt – hat, und versuche mich zusammenzureißen.

Ich folge ihr zur Kuchentheke, halte aber natürlich den gebührenden Abstand ein, als sie die Auslage mit den Gebäckstücken betrachtet. Ich will auf keinen Fall etwas Dummes sagen und mich bis auf die Knochen blamieren. Schon bei dem Gedanken, sie anzusprechen, laufe ich rot an. Nein, aus dem Stegreif trau ich mich nicht. Ich warte lieber ab und halte mich bedeckt. Vielleicht ergibt sich ja bald eine Gelegenheit.

2. Kapitel

~ Dakota ~

»Du siehst echt happy aus.« Miles steht hinter der Gebäckauslage des Café Vida und mustert mich unverfroren. Miles besucht die Saint Mary's, die private Highschool in Santa Rosa. Ich kenne ihn nur flüchtig, habe ihn aber schon in einem der spießig adretten Schulblazer gesehen, die sie dort tragen.

»Keine Sorge. Glücksgefühle dieser Art sind nie von Dauer.«

»Na bitte! Eine Prise Zynismus, um so viel Anmut auszugleichen. Was darf's denn sein?« Er verschränkt seine tätowierten Arme über der gläsernen Theke und fixiert mich mit einem seiner berüchtigten Blicke. Irgendwie habe ich immer den Eindruck, dass er nie an meine Bestellung denkt, wenn ich bestelle. Ich sehe dann immer etwas hinter seinen Augen aufflackern, als würde er sich gerade vorstellen, ich wäre nackt. Ich weiß nie, ob ich es sexy finde oder abstoßend.

»Einen Himbeerscone und einen Chai.« Ich bin zwar noch aufgeputscht von Frans Vanilla-Chai-Latte, aber ein Scone ohne Chai – das geht *gar* nicht!

»Wird gemacht.« Seine Augen haften eine Millisekunde länger als nötig an meinem Shirt, bevor er mir meinen Scone bringt. Er nimmt ihn nicht aus der Glasvitrine, wie er es für jeden anderen Kunden getan hätte; nein, er geht nach hinten in die Küche und holt mir einen frisch aus dem Ofen.

Nicht, dass ich mir etwas darauf einbilde. Miles flirtet nun mal gern. Er ist kaum älter als ich, aber seine aufdringlichen Blicke haben etwas leicht Anzügliches, wie man es von alten Männern kennt – ein kleines bisschen ekelhaft. Andererseits genieße ich Miles' Aufmerksamkeit auch ein bisschen – schließlich ist mein Freund auf der anderen Seite des Kontinents und könnte sich für meinen Geschmack ruhig etwas öfter melden oder mir simsen. Da kann man schon mal ein bisschen Bestätigung vertragen …

Ich schnappe mir mein Frühstück und setze mich damit an einen Tisch in der Ecke. Von hier kann ich aus dem Fenster schauen, ohne den Verkehrslärm mitzubekommen. Es dampft, als ich mundgerechte Bissen von meinem Scone abzupfe, und ich sage mir, dass ein frisch gebackenes, noch warmes Gebäckstück Miles' minimale Ekelhaftigkeit durchaus wettmacht.

Ich klappe meinen Laptop auf und bin sofort wieder so begeistert wie vorhin. Wahnsinn, gleich werde ich River und Cody mailen, dass ich an die RISD darf! Ich könnte die beiden natürlich auch anrufen, aber ich will die Nachricht genüsslich in Worte fassen, in meinem eigenen Tempo,

und nicht am Telefon damit herausplatzen. Außerdem sind unsere Telefongespräche seltsam distanziert, seit die beiden an der Ostküste leben. Minimale Sprachverzerrungen und gelegentlich ein Nachhall geben mir das Gefühl, dass sie weiter weg sind als je zuvor.

An Weihnachten waren sie beide zu Hause, und ich würde ja gern sagen, dass es drei superschöne Wochen waren, in denen wir gemütlich mit heißem Kakao am Kamin saßen und uns gegenseitig das Herz ausgeschüttet haben. So hatte ich mir die Weihnachtsferien mit den beiden zumindest vorgestellt, als ich im Herbst so große Sehnsucht nach ihnen hatte und mich wie amputiert fühlte. Doch die Weihnachtsferien verliefen dann ganz anders. Es war sogar richtig nervig. River hat in einer Tour von der Brown University geschwärmt. Ich übertreibe echt nicht, wenn ich sage, dass sie jeden zweiten Satz mit »Letztes Semester an der Brown …« anfing.

So wie sie es erzählt, war der ganze Campus über ihr soziologisches Vorwissen beeindruckt, und sie hat so viele neue Freunde gefunden, dass sie kaum noch eine Sekunde für sich war. Wahrscheinlich stellen sie bald eine Statue von ihr vor dem Hauptgebäude auf. Aber so ist River. Sie ist eine Naturgewalt. Nicht körperlich – sie ist höchstens vier, fünf Zentimeter größer als ich, und ich bin recht klein. Sie hat aber so eine laute Stimme und eine ganz klare Meinung zu allem und jedem. Außer ihren leidenschaftlichen, aber manchmal nicht ganz durchdachten Ansichten ist ihr Ge-

hirn mit so viel unnützem Wissen vollgestopft, dass sie eine Art wandelndes Wikipedia ist. Eine überzeugende Kombination. Und obwohl ich ihr nicht so ganz glaube, dass alle an der Brown sie so bewundern, wie River behauptet, würde ich wetten, dass sie zumindest einen starken Eindruck hinterlassen hat.

Als sie an Weihnachten also nach Hause kamen, war River wie immer und Cody … na ja, der kam nicht aus seinem Schneckenhaus heraus. Ich habe mich ein bisschen schlecht gefühlt, weil ich es nicht geschafft habe, ihn herauszulocken. Gut, er ist immer sehr schüchtern und zurückhaltend, aber damals in den Weihnachtsferien kam er mir fast schon autistisch vor. Während seiner viermonatigen Abwesenheit muss er sich angewöhnt haben, dauernd irgendwelche düsteren Indiesongs zu zitieren. Ich glaube, damit wollte er tiefsinnig rüberkommen, aber ich fand es meist nur irritierend. Trotzdem ist er echt süß. Gut, er sieht nicht hammermäßig aus und hat auch keinen athletischen Körperbau – das nicht. Es ist mehr seine linkische, verlegene Art. Und er hat Talent. Und wie! Er hat für mich zu Weihnachten einen megaschönen Holzschnitt gemacht: einen Wal, der in einem kompliziert geschnitzten blauen Meer schwimmt. Er sieht irgendwie japanisch aus, gleichzeitig aber auch skurril und naiv. Das ist so typisch Cody. Ich habe den Wal über mein Bett gehängt, und wenn ich einschlafe, ist er immer das Letzte, was ich sehe.

Ich öffne meine Mails und kreische fast auf vor Freude,

als ich sehe, dass River mir geschrieben hat. Seit über einer Woche hat sie sich nicht mehr gemeldet. Vielleicht hat sie gehört, dass die RISD die Zusagen verschickt hat, und will wissen, ob ich auch eine bekommen habe. Ich klicke ihre Mail an.

An: cloudygirl@gmail.com
Von: notjustanotherhippieriver@gmail.com
Betreff: Wie soll ich es sagen?

Hey Ducky,
ich habe lange hin und her überlegt, wie ich es dir sagen soll, und ich fürchte, eine E-Mail ist so ungefähr die feigste Möglichkeit aller Zeiten. Kannst du mir verzeihen? Ich weiß es nicht. Ich weiß nur eins: Ich kann es nicht für mich behalten, sonst platze ich. Es ist, als hätte ich fünfzig Päckchen Pop Rocks gefuttert, drei große Flaschen Cola getrunken und müsste jetzt still sitzen, auf einer Beerdigung oder so was in der Art. Ich kriege echt noch ein Magengeschwür. Aber jedesmal, wenn ich versuche, dich anzurufen, lege ich vor der letzten Ziffer wieder auf. Ich! Ich kleine Miss Braveheart! Ich weiß. Es ist total untypisch für mich, vor etwas oder jemandem Schiss zu haben, und erst recht vor dir – du warst schon immer meine beste Freundin.
Wahrscheinlich fragst du dich jetzt: Was faselt River da?
Die Sache ist die: Cody und ich sind jetzt zusammen. Er sagt, ihr beide hattet sowieso keine offizielle Beziehung – ihr

hättet vereinbart, dass sich jeder auch mit anderen treffen kann – und deshalb hat er dich auch nicht direkt betrogen, aber trotzdem fühle ich mich total mies. Ich habe ein so schlechtes Gewissen, dass ich mir die Adern aufschlitzen könnte. Erzähl das bitte nicht meiner Mutter, sonst schickt sie mich zur Therapeutin. Aber ich sage es dir ganz offen: Ich finde Cody super, in jeder Hinsicht. Wir verbringen so viel Zeit zusammen und verstehen uns so wahnsinnig gut, dass es eben einfach passiert ist. Keine Angst, ich erspare dir die intimen Details – so rücksichtslos bin nicht mal ich. Dass ich ihn so super finde, erwähne ich nur, weil ich dir begreiflich machen will, dass ich unsere Freundschaft niemals mit Absicht für einen Jungen aufs Spiel setzen würde. Nicht für einen *normalen* Jungen. Aber Cody ist dermaßen super, dass ich einfach nicht anders *konnte*.

Du weißt, dass ich niemals etwas tun würde, was dich verletzt. Nicht absichtlich zumindest. Wenn ich das Gefühl hätte, dass ich das Steuer in der Hand habe, würde ich garantiert auf die Bremse treten. Aber das genau ist ja das Problem. Was zwischen Cody und mir ist – ich kann es einfach nicht stoppen. Es ist wie ein Zug, der außer Kontrolle geraten ist, wie eine Naturgewalt, wie … (du kannst hier irgendeinen klischeehaften Vergleich für etwas einsetzen, das man nicht im Griff hat). Fakt ist, dass meine Gefühle für ihn so stark sind, dass ich sie nicht abstellen kann, und ihm geht es vermutlich ähnlich. Manchmal lässt einem das Schicksal wohl keine Wahl.

Ich weiß nicht, ob du jetzt sauer bist. Klar bist du sauer, was rede ich da? Aber wer weiß, vielleicht sind deine Gefühle für ihn ja längst abgekühlt. Ihr zwei habt an Weihnachten kaum miteinander geredet, und deshalb nehme ich an, dass du sowieso kein Interesse mehr an ihm hast. Vielleicht bist du längst mit einem anderen zusammen. Klinge ich jetzt, als würde ich rationalisieren? Du hast recht, das stimmt wahrscheinlich. Und das ist nicht fair. Okay, mein ganzes Gefasel und Spekulieren macht alles nur noch schlimmer.

Bitte, bitte, bitte ruf mich an oder schick mir eine Mail oder irgendwas. Ich halte das sonst nicht aus …

Ich mag dich wirklich sehr. Für immer und ewig. Glaub mir, ich wäre am Boden zerstört, wenn diese Sache unsere Freundschaft belasten würde.

River

Eine ganze Weile sitze ich nur da und blinzle. Ein Druck hinter den Augen sagt mir, dass ich jede Sekunde losheulen könnte, aber im Moment ist der Schock noch zu groß. Ein Mann mit einem langen, strubbligen Bart kommt herein und bestellt einen Latte. Ein kleines Mädchen reißt sich von seiner Mutter los und wird beinahe von einer dicken Frau in einem Blümchenkleid über den Haufen gerannt. Miles lacht über etwas, was der Bärtige gesagt hat, und ich sitze da und weiß nicht, ob ich meine Zehen noch spüre.

Ich weiß nicht, ob du jetzt sauer bist. Klar bist du sauer … meine Gefühle für ihn sind so stark, dass sie ich sie nicht abstellen kann … und ihm geht es vermutlich ähnlich …

Rivers Worte schießen wie krächzende Vögel durch meinen Kopf. Unfassbar, dass sie auch noch meinen Spitznamen verwendet hat, Ducky. Meine Eltern haben mich so genannt, als ich noch ein Baby war, weil ich superdünne, flauschige Haare hatte und wie ein Entenküken aussah. Diese vertrauliche Anrede in Kombination mit dieser Hiobsbotschaft fühlt sich wie eine Ohrfeige an. Denkt sie im Ernst, sie könne mir *mailen*, dass sie mit *meinem Freund* rummacht, und ich würde es *akzeptieren*? Als würde unsere Freundschaft einfach so weitergehen, *kein Problem, du hast mir den einzigen Jungen gestohlen, in den ich jemals verliebt war, aber hey, das ist nun mal Schicksal!* Wie kann sie so gefühllos/gemein/ignorant sein?

Ich denke daran, wie einsam ich mich fühle, seit die beiden auf dem College sind. Sie waren meine Welt, doch dann kam der September und sie wurden urplötzlich in eine strahlende neue Zukunft hineingerissen, in eine Welt der Studentenwohnheime, Seminare, Dozenten und Partys. Ich dagegen bin hiergeblieben, von ihnen abgeschnitten, in unserer alten kleinen Welt. Nun sind die beiden zusammen und das soll ich *okay* finden? In welchem Universum würde das als normal gelten?

Mit einem wütenden Knall klappe ich meinen Laptop zu. Eine verschrumpelte Frau mit rot gefärbten Haaren

zuckt zusammen und schaut herüber. Ist mir egal. Ich kann den Anblick dieser E-Mail keine Sekunde länger ertragen. Und Cody! So ein Feigling! Meldet sich einfach nicht mehr. Keine SMS, keine Mail, nichts! Immerhin hatte River den Mut, es mir zu sagen – wenn auch auf eine total unpersönliche, schreckliche Art. *Deshalb hat er dich auch nicht direkt betrogen.* Wirklich? Kann man jemanden auch *indirekt* betrügen? Ist »nicht direkt« nicht das Schlimmste, was sie mir antun konnten?

Ich kann keine Sekunde länger still sitzen. Mein Scone und mein Chai dampfen weiter verlockend vor sich hin, doch mir ist der Appetit vergangen. Es fühlt sich an, als wäre mein Magen mit nassem Zement angefüllt, der rasch zu einer harten, schweren Masse verklumpt. Ich stehe auf, stopfe den Laptop in meine Tasche und hänge sie mir über die Schulter. Immerhin habe ich wieder genug Gefühl in den Füßen, dass ich zur Tür rennen kann. Tränen brennen hinter meinen Augen, und ich spüre, dass ich sie nicht mehr lange zurückhalten kann. Ich muss zusehen, dass ich hier wegkomme. Die Wände des Cafés ziehen sich zusammen und drohen einzustürzen. Ich muss hier raus!

Ich bin schon kurz vor der Tür, als mir plötzlich ein Typ im Weg steht, derselbe, der mir vorhin schon die Tür aufgehalten hat. Er hat einen dunklen Wuschelkopf und sanfte braune Augen. Eine Sekunde lang steht er nur reglos da und wundert sich vermutlich, warum ich wie ein wilder

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE

Jody Gehrman

Ein Sommer mit Alejandro

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 320 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-570-31201-8

cbj Jugendbücher

Erscheinungstermin: Mai 2018

Auch der schönste Fake fliegt irgendwann auf ...

Dakota wollte gerade zu ihrem Freund ziehen, als sie erfährt, dass er sie mit ihrer besten Freundin betrogen hat. Spontan schreibt sie sich ihren Kummer von der Seele, steckt den Zettel in eine Flasche und schleudert sie ins Meer. Antwort kommt von einem Alejandro aus Barcelona, der sie genau zu verstehen scheint. Sie ahnt nicht, dass in Wirklichkeit Jack dahintersteckt, der süße Junge, den sie im Café getroffen hat. Und der weiß nicht, wie er ihr je beibringen soll, dass er sie angelogen hat.

Der Titel im Katalog